

Freitaler Köpfe

Juliane Puls, Nadine Kulbe, Lutz Ziegenbalg

Die Biografie von Hermann Wolf verfasste Nadine Kulbe, die Biografie Carl Wedderkopfs stammt von Lutz Ziegenbalg. Alle übrigen Biografien verfasste Juliane Puls. Verwendet wurden Archiv und Bibliothek der Städtischen Sammlungen Freital sowie Stadtverwaltung Freital (Hrsg.): Geschichte(n) und Personen. Werkstattbericht der AG Gedenken, Freital 2006. Alle Abbildungen stammen aus den Städtischen Sammlungen Freital.



Ernst Robert Rudelt, um 1910



Hermann Wolf, um 1930

Ernst Robert Rudelt (1860–1935)

Aus Leisnig gebürtig und einfachsten familiären Verhältnissen entstammend, trat Rudelt 1890 als Verwaltungsbeamter in untergeordneter Position im 1888 errichteten Deubener Rathaus seine Tätigkeit an. Bereits ein Jahr später vertraute man dem jungen Mann das Amt des Gemeindevorstandes sowie das des Standesbeamten und Friedensrichters der Gemeinde Deuben an. Ehrgeizig und voller Ideen zum Besten der bevölkerungsreichsten Gemeinde des Weißeritztales, wandelte sich unter seiner Ägide rasch das Ansehen der als Armenhaus der Gegend verrufenen Gemeinde. Straßenbefestigung, Neubau von Bürgersteigen und Weißeritzbrücken, ein großzügiger Schulbau sowie moderne Trinkwasserversorgung änderten grundlegend das Erscheinungsbild des Ortes. Mit einem Postamt zum Versand der verschiedenartigen Industrieprodukte, einer Badeanstalt mit Schwimmbassin, Wannenbädern und medizinischen Behandlungsapparaten sowie mit einem von Ordensschwestern betreuten Krankenhaus brachte Rudelt erste städtische Einrichtungen nach Deuben.

Unter Rudelt bemühte sich die Gemeinde bereits seit 1890, anfangs in der Außenseiterrolle belächelt, um die Nutzung von Elektrizität, welche seit 1882 im Weißeritztal mit der weltersten elektrischen Grubenlokomotive bei den Königlichen Steinkohlenwerken Zauckerode Einzug gehalten hatte. Dabei mag Deuben mit seinem Ansinnen auch durch Sachsens erstes öffentliches Elektrizitätswerk 1892 in Olbernhau bestärkt worden sein. Rudelts hauptsächliches Augenmerk für die Stromerzeugung lag auf der elektrischen Beleuchtung des öffentlichen Straßenraumes und von Wirtschafts- und Privatgebäuden sowie auf der Energiezufuhr für den Straßenbahnverkehr. Als Betreiber des zu Füßen des Windberges auf Deubener Flur gelegenen Elektrizitätswerkes für den Plauenschen Grund konstituierte sich unter maßgeblicher Beteiligung von Deuben ein gemeinsam mit Niederhäslich, Potschappel, Coschütz und Hainsberg gegründeter Gemeindeverband. Das durch Rudelts unermüdlichen Einsatz im August 1896 in Betrieb gegangene Elektrizitätswerk wurde bereits 1897 durch ein schweres Weißeritz-Hochwasser verwüstet, weshalb sich die Inbetriebnahme der elektrischen Straßenbahn zwischen Dresden und Deuben bis 1902 verzögerte.

Die zerstörerische Kraft der Weißeritz sowie das ebenso problematische Niedrigwasser, welches das Ausbleiben von Antriebsenergie verursachte, führten bereits 1892 zur Gründung des Vereins der Weißeritzwasser-Interessenten, welcher Hochwasserschutz und Trinkwasserversorgung organisierte.

Die 1909 gegründete Weißeritz-Talsperren-Genossenschaft zielte ebenfalls unter maßgeblicher Beteiligung von Deubens Gemeindevorstand auf den Talsperrenbau zur kontinuierlichen Trinkwasserversorgung und Stromerzeugung sowie auf die Unterhaltung und Regelung der Weißeritzflussläufe.

Für seine unermüdliche kommunalpolitische Arbeit mit dem Titel eines Königlich Sächsischen Kammerrats geehrt, betätigte sich Ernst Robert Rudelt zwischen 1897 und 1906 zudem noch als Abgeordneter in der zweiten Kammer des Sächsischen Landtages. Nach fast 27-jähriger Amtszeit nahm er 1917 Abschied von der Industriegemeinde Deuben, welche mit einem konsolidiertem Haushalt, stetig zunehmender Einwohnerschaft und den eingemeindeten Ortschaften Niederhäslich und Schweinsdorf zum Motor der Stadtwerdung Freitals wurde.

Hermann Wolf (1861–1939)

In den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts war die Naturheilkunde ein wichtiges Betätigungsfeld für Laienmediziner. Die Naturheilbewegung entwickelte sich in Deutschland in der Phase der Hochindustrialisierung und trat ein für eine arzneilose Lebens- und Heilweise durch gesunde Ernährung, Bewegung, Wasser, Licht, Luft und Sonne. Eines ihrer Zentren war Freital und einer ihrer wichtigsten Vertreter der hier ansässige Naturheilkundler und Funktionär Hermann Wolf.

Am 13. Mai 1861 in Großwaltersdorf bei Freiberg geboren, besuchte Wolf in Eppendorf und Oederan die Schule und ab 1875 das Lehrerseminar in Annaberg. Anschließend war er Volksschullehrer in Niederlauterstein. Hier machte er nach eigener Aussage zum ersten Mal Bekanntschaft mit der Naturheilkunde und bemühte sich, mit bescheidenen Mitteln die Schulkinder laienmedizinisch zu betreuen. 1884 wurde Wolf an die Volksschule in Döhlen versetzt. Drei Jahre später gründete er den Verein für Gesundheitspflege und arzneilose Heilkunde im Plauenschen Grund, den er viele Jahre auch leitete. Sein immer stärker werdendes Engagement für die Naturheilkunde in den 1880er Jahren führte dazu, dass er 1890 um seine Entlassung aus dem Schuldienst bat, um in Deuben eine Naturheilpraxis zu eröffnen. In der Folgezeit setzte er sich insbesondere für eine Verbindung der arzneilosen Heilweise mit den Zielen der Sozialdemokratie ein, die in den Industriedörfern des Plauenschen Grundes besonders stark war: „Als Hauptaufgabe hatte ich mir gestellt, die unteren Volksschichten über Gesundheitspflege und Heilkunde aufzuklären und sie zu der Erkenntnis zu bringen, daß sie unter der bürgerlichen kapitalistischen Gesellschaftsordnung nicht imstande seien, den Lehren einer naturgemäßen Lebensweise

gemäß zu leben, sondern daß es dazu der Überführung der Produktionsmittel in den Besitz der Gesellschaft bedürfe, daß man zur sozialistischen Gesellschaftsordnung kommen müsse. Zu diesem Zwecke hielt ich nicht nur in Naturheilvereinen, sondern auch in allen möglichen Arbeiterorganisationen Vorträge. Rein politisch war ich nur ganz wenig tätig.¹ Um 1905 kaufte der Naturheilverein ein Grundstück am Windberg und richtete Schrebergärten ein, die bis heute als Kleingartenverein Volksgesundheit bestehen. Auch wurde ein anfangs nach Geschlechtern getrenntes Licht- und Luftbad angelegt und dort ein Schwimmbad gebaut.

Zum wichtigsten Akteur der sozialdemokratisch geprägten Naturheilkunde entwickelte sich seit 1890 der Verband Volksgesundheit. Hermann Wolf fungierte seit 1920 als Schriftleiter der Verbandszeitschrift „Volksgesundheit“, bis er den Posten 1928 altersbedingt abgab. Als Schriftleiter besorgte er den größten Teil der Beiträge. Wolf verfasste darüber hinaus auch einige der in der verbandseigenen Reihe „Schriften für Volksgesundheit“ verlegten Hefte, u. a. über Methoden der Schwangerschaftsverhütung oder die Sozialisierung des Heilwesens.

Die naturheilkundlichen Standbeine Licht, Luft und Sonne, Bewegung, Ernährung, Freikörperkultur oder Alkoholabstinenz propagierte der Verband ebenso wie bürgerliche Organisationen. Der Unterschied war, dass die Notwendigkeit der Naturheilkunde nicht rein körperlich begründet, sondern in einem ganzheitlichen Ansatz gesellschaftlich und politisch verortet wurde. Alle Lebensbereiche sollten umgestaltet und verbessert werden: die Arbeit, das Wohnen, der eigene Körper, die Ehe, das Verhältnis zu den Kindern, die Kleidung, die Ernährung, schließlich das Gesellschaftssystem. Grundgedanke war, dass Krankheiten und Leiden nicht nur physische, sondern vor allem lebensweltliche, soziale und politische Ursachen haben – eine durchaus modern zu nennende Auffassung.

Die Zielgruppe der sozialdemokratischen Naturheilkunde war die Arbeiterschaft in den industrialisierten Gegenden. Die Zentren des Verbands lagen denn auch in den sächsischen Industriegebieten. Der größte Ortsverein war Freital mit 1923 rund 1.360 Mitgliedern.

Nachdem Hermann Wolf 1920 Schriftleiter der Zeitschrift und anschließend auch Geschäftsführer des Verbands Volksgesundheit geworden war, gab er seine Naturheilpraxis auf und verlegte seinen Wohnsitz nach Dresden. Er besorgte die Redakteurs- und Verbandsarbeit und kümmerte sich um das verbandseigene Reformversandhaus. Als Stadtrat war er ab 1921 in die Freitaler Kommunalpolitik eingebunden.

Dass die Arbeit des Verbands Volksgesundheit besonders in Freital fruchtete, war kein Zufall, galt die Stadt doch als sozialdemokratische Musterkommune. Die Industriedörfer Döhlen, Deuben und Potschappel waren schon lange vor ihrem Zusammenschluss 1921 eine sozialdemokratische Hochburg. Dem Plauenschen Grund, so Hermann Wolf, eilte schon Ende des 19. Jahrhunderts ein gewisser Ruf voraus: „Meine Verwandten und Bekannten warnten mich eindring-

lich vor dem ‚roten Grunde‘. Zunächst merkte ich nichts von dem ‚roten Gespenst‘. Freilich, die Einwohner und Kinder waren nicht so wie im Erzgebirge. Sie waren selbstbewußter und widerspenstiger.“² Anschaulich und persönlich schildert Wolf in seinen „Lebenserinnerungen“ die Jahre der Etablierung der Sozialdemokratie im Plauenschen Grund: von der Gründung sozialdemokratischer ‚Geheimorganisationen‘, über den „Kampf um Versammlungslokale“ bis zur Arbeiterkulturbewegung.

Ihren Gipfel erreichten die Entwicklungen schließlich in der von sozialdemokratischen Politikern initiierten Vereinigung der Industriedörfer zur Stadt Freital. Hier konnte schließlich auch die vom Verband Volksgesundheit geforderte Vergemeinschaftung des Heilwesens erprobt werden. Hermann Wolfs Sohn Friedrich (1895–1955), studierter Mediziner, wurde zum Medizinalrat ernannt und leitete das Freitaler Gesundheitswesen. Zu seinen Aufgabengebieten zählten u. a. die Einrichtung medizinischer Beratungsstellen, die Anstellung von Hebammen, die Einrichtung einer städtischen Zahnklinik sowie das Impfwesen. Die Verankerung der Naturheilkunde im Plauenschen Grund seit dem Ende des 19. Jahrhunderts sowie die Gesundheitspolitik der Stadt Freital sind zu nicht unwesentlichen Teilen auf die Aktivitäten Hermann Wolfs zurückzuführen.

Der Verband Volksgesundheit wurde nach dem Beginn der nationalsozialistischen Diktatur 1933 verboten. Die Ortsvereine durften weiterbestehen, wenn sie zugelassenen Verbänden beitraten. Der Freitaler Naturheilverein schloss sich 1933 dem Deutschen Bund der Vereine für Gesundheitspflege und arznei-lose Heilweise an. Hermann Wolf erhielt ab 1937 vom Verein einen Ehrensold von monatlich 20 Mark, war ansonsten mittellos und lebte mit seiner Frau während seiner letzten Lebensjahre bei seinem zweiten Sohn Johannes in Freital. Er starb am 29. Januar 1939, wurde in Dresden-Tolkewitz kremiert und in Freital beigesetzt.

1947 wurde das auf sein Betreiben errichtete Freibad am Windberg in „Hermann-Wolf-Bad“ unbenannt, ein Gedenkstein errichtet, und eine Freitaler Straße erhielt seinen Namen. Heute trägt das Bad den Namen „Windi“ und hat dadurch jeden Bezug zur Geschichte der sozialdemokratischen Naturheilkunde und ihres wichtigsten Vertreters verloren.³

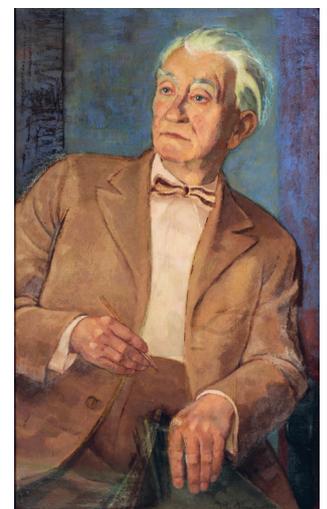
Karl Hanusch (1881–1969)

Der im seinerzeit noch selbständigen Dorf Niederhäslich geborene Karl Hanusch war der Sohn des sozialdemokratischen Gemeindeverordneten Clemens Hanusch. Nach dem Schulbesuch in der Heimat studierte der junge Mann von 1898 bis 1900 an der Kunstgewerbeschule in Dresden und im Anschluss daran bis 1906 an der Königlichen Kunstakademie der Elbestadt. Zu seinen Lehrern zählten u. a. Richard Müller (1874–1954), Osmar Schindler (1867–1927) und Carl Bantzer (1857–1941), der neben Müller sicherlich den größten künstlerischen Einfluss auf Hanusch ausübte. In der maßgeblich von Bantzer geprägten Goppelner Künstlerkolonie

1 Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde Dresden (ISGV), Lebensgeschichtliches Archiv, Nr. 14, Hermann Wolf: Seine Lebensgeschichte von ihm selbst erzählt, S. 29 f.

2 Ebenda, Hermann Wolf: Erinnerungen eines Sozialdemokraten.

3 Zu Hermann Wolf und dem Verband vgl. Nadine Kulbe: Natürlichkeit, Freiheit und Fortschritt. Hermann Wolf, der Verband Volksgesundheit und die sächsische Industriestadt Freital, in: *Volkskunde in Sachsen* 30 (2018), S. 203-230; Nadine Kulbe: „Gesunde Kinder, gesunde Menschen, gesunde Verhältnisse“. Sozialdemokratische Positionen im sozialhygienischen Diskurs in Sachsen, in: Konstantin Hermann/Mike Schmeitzer/Swen Steinberg (Hrsg.): *Der gespaltene Freistaat. Neue Perspektiven auf die sächsische Geschichte 1918 bis 1933*, Leipzig 2019, S. 221-237.



Karl Hanusch, Gemälde von Richard Birnstengel, 1955

arbeitete Karl Hanusch genauso wie in der als älteste europäische Künstlervereinigung geltenden Willingshäuser Malerkolonie. Als sein wichtigster Förderer galt der Dichter Ferdinand Avenarius (1856–1923), welcher 1887 in Dresden die künstlerische Zeitschrift „Kunstwart“ gegründet hatte und Hanusch über den 1902 gegründeten Dürerbund ein Stipendium ermöglichte. Avenarius war es auch, der den Künstler mit der Einrichtung seines Sylter Sommerhauses beauftragte sowie mit der zeichnerischen Ausbildung seines Stiefsohnes Wolfgang Schumann (1887–1964), zu welchem sich mit Hanusch in späteren Jahren eine enge Freundschaft entwickelte. Auch die für Hanuschs spätere Jahre bedeutsamen grafischen Aufträge für die sozialdemokratisch orientierte „Dresdner Volkszeitung“ hatte Avenarius vermittelt.

Der Architekt, Maler und Bühnenbildner Hans Poelzig (1869–1936) berief Hanusch 1909 an die Königliche Kunst- und Gewerbeschule (später Staatliche Akademie für Kunst und Kunstgewerbe) nach Breslau und bereitete damit die Grundlage für Hanuschs wohl interessantesten, künstlerischen Schaffensabschnitt. Zwischen 1922 und 1934 wurde er an die Kunstschule Plauen berufen, der er auch als Direktor vorstand und welche er nach zunehmenden Maßregelungen durch den erstarkenden Nationalsozialismus verließ, um sich in seine Niederhäslicher Heimat zurückzuziehen. Unter dem Vorwurf des „Kunstbolschewismus“ erteilte man dem Künstler Malverbot. Seine jüdische Ehefrau Julie Winter wurde 1942 in das Konzentrationslager Theresienstadt deportiert.

Kurz vor dem Ende des Zweiten Weltkrieges nahm Hanusch in seinem Anwesen seine Freunde, das durch Krieg und Bombardierung heimatlos gewordene Ehepaar Eva und Wolfgang Schumann sowie Marianne Bruns bei sich auf. Für sein verdienstvolles Engagement beim kulturellen Wiederaufbau seiner Heimatregion stellte die Dresdner Hochschule für Bildende Kunst in der Nachkriegszeit für Karl Hanusch ein Ehrenatelier zur Verfügung. Als parteiloser Stadtverordneter in Freital tätig, wurde ihm 1951 die Ehrenbürgerwürde seiner Heimatstadt verliehen. Er verstarb 1969 in Dresden.

Carl Wedderkopf (1885–1961)⁴

Der 1885 in Wolfenbüttel geborene Carl Wedderkopf wurde am 16. März 1922 zum ersten Bürgermeister der gerade 5 1/2 Monate zuvor gegründeten Stadt Freital gewählt und trat zum 1. Mai 1922 im Rathaus Freital-Döhlen seine Amtsgeschäfte an. Aus 52 Bewerbern ausgewählt, löste er den übergangsweise eingesetzten Gemeinderatsvorsitzenden Max Baumann aus Potschappel ab.

Dr. Carl Wedderkopf hatte Maschinenbau gelernt und brachte es dank seiner praktischen und theoretischen Fähigkeiten bei der Marine zum Oberingenieur. Nachdem er durch Selbststudium das Reifeexamen bestanden hatte, studierte er an der Kieler Universität neben seinem Dienst in der Marine Staats-, Rechts- und Wirtschaftswissenschaften.

Später besuchte er die Universitäten Halle, München und Leipzig und schließlich noch die Handelsschule in München. Erste Erfahrungen in der Kommunalpolitik sammelte er vor seiner Freitaler Zeit in der pommerschen Stadt Demmin, wo er für etwa ein Jahr die Stelle als zweiter Bürgermeister innehatte.

Wedderkopfs Stärke war der Finanzsektor. Er steuerte die Stadt Freital mit absoluter Sparsamkeit und Geschick durch die schwierigen Zeiten zwischen den Weltkriegen, die durch Krisen und deren Begleiterscheinungen, wie Arbeitslosigkeit, Wohnungsnot, Inflation und Notgeld, gekennzeichnet waren. Es gelang ihm auch, die aus den einzelnen Ortsteilen stammenden Gemeindevertreter zusammenzuschweißen, ihnen den gemeinschaftlichen Gedanken einer Stadt zu vermitteln und sie zu gemeinsamen Zielen zu motivieren. Er erlangte schnell große Akzeptanz und Anerkennung bei vielen seiner Mitstreiter und auch in der Industrie und der Bevölkerung. Viele Institutionen und Einrichtungen mussten neu eingerichtet oder erweitert werden, so ein Stadtkrankenhaus, das Säuglingsheim, Poliklinik, Zahnklinik, Stadtbank, Stadtbibliothek, Jugendheim, Kindergärten, Sporthallen, Sportplätze und Bäder. Da sich immer mehr Gemeinden der Stadt anschlossen, stieg der Verwaltungsbedarf, und Dr. Wedderkopf wurde am 1. April 1924 – nach dem Ausscheiden Freitals aus dem Bezirksverband der Amtshauptmannschaft – der erste Oberbürgermeister Freitals.

Als Außenstehendem fielen ihm natürlich viel eher die Defizite im Erscheinungsbild der Stadt auf. So war er immer wieder der treibende Keil, wenn es um Platzgestaltung und Grünflächen ging. So gelang es, den Potschappel Markt in eine freundliche Parkanlage mit Blumen und zwei Brunnen umzugestalten. Zwei große Projekte, die der Aneinanderreihung von Industriedörfern städtisches Gepräge geben sollten, waren die Gestaltung eines alles vereinigenden zentralen Platzes und eines städtischen Zentralfriedhofs mit Krematorium am Fuße des Windbergs. Der Zentralfriedhof fiel der finanziellen Not dieser Zeit zum Opfer und konnte nicht umgesetzt werden. Auch der zentrale Rathausplatz mit dem Windberg als Kulisse ist nie vollendet worden. Vor allem die Handels- und Gewerbeschule und das Stadthaus wurden, befördert durch Wedderkopf, gebaut.

Anfang 1927 wurde der Oberbürgermeister mit sehr hoher Zustimmung für weitere sechs Jahre wiedergewählt. Doch bereits im Mai 1927 gab Wedderkopf aus gesundheitlichen Gründen sein Amt auf. Der nachfolgende Oberbürgermeister Gustav Klimpel bedauerte bei seiner Dienstantrittsrede den Weggang des Vorgängers und würdigte dessen geleistete Arbeit sehr, was die Anwesenden mit lauten Bravorufen bestätigten. Auch in einigen Zeitungen sprach man von einer ungewöhnlich erfolgreichen Zeit des Oberbürgermeisters. Was der Grund für seine schrittweise Verschlechterung seiner Gesundheit und der Rückgang seiner Leistungsfähigkeit war, ließ sich aus den Quellen noch nicht erörtern. Man kann vermuten, dass er sich überarbeitet haben könnte und chronisch erschöpft war – heute spricht man von Burnout. Dr. Carl Wedderkopf wohnte während

4 Bei der Erstellung der Biografie wurden verwendet: Landeshauptstadt Hannover, Stadtarchiv, Meldekarten; Städtische Sammlungen Freital, Archiv; „Freitaler Volkszeitung“ und „Freitaler Tageblatt Glückauf“ 1922-1928; Carl Wedderkopf (Hrsg.): Freital, Berlin 1924.



Carl Wedderkopf, 1924

der gesamten Amtszeit direkt im Rathaus Döhlen, später wurde die Wohnung noch geteilt, um einer weiteren Familie Wohnraum zu bieten.

Nach seiner Zeit in Freital lebte er überwiegend in Hannover bei der Familie seines Bruders Gustav, einem Steuerinspektor. Einige Zeit verbrachte er auch in Berlin, und nach dem Krieg hatte er sogar einen Zweitwohnsitz in Baden-Baden. Er war nicht verheiratet und hinterließ keine Nachkommen. Der ehemalige Freitaler Oberbürgermeister starb 1961 in Hannover. Heute kennen nur wenige Bewohner Freitals seinen Namen, denn es gibt fast nichts, was an ihn erinnert – keine Straße, kein Platz, keine Erinnerungstafel und kein Denkmal. Nur die Familiencard Freital mit dem Namen „Carli“ und ein dazugehöriges Maskottchen als Biene, die gelegentlich als großes Plüschtier auftritt und für die Familiencard Freital wirbt, trägt seinen Vornamen, und selbst diese kleine Erinnerung muss sich Dr. C a r l Wedderkopf noch mit dem Freiherrn C a r l Friedrich August Dathe von Burgk teilen.

Karl Wenk (1887–1985)

Der gebürtige Potschappeler Karl Wenk stammte aus einer kinderreichen Familie und lebte in prekären wirtschaftlichen Verhältnissen, welche er von klein auf durch verschiedenste einfache Arbeiten finanziell aufzubessern genötigt war. Nach Volksschul- und Gewerbeschulbesuch wurde Wenk ab 1904 beim Dresdner Nähmaschinen- und Schreibmaschinen-Produzenten Seidel & Naumann zum Fräser und Hobler ausgebildet. Zwischenzeitlich ab 1906 auf Wanderschaft, war der junge Mann bis 1918 in unterschiedlichsten Dresdner Maschinenbaufabriken beschäftigt. Karl Wenk gründete mit einer Zigarettenwicklerin aus Weißig eine Familie, aus welcher sechs Kinder hervorgingen, von denen jedoch drei das Kindesalter nicht überlebten. Die drei herangewachsenen Söhne verlor das Elternpaar an den mörderischen Zweiten Weltkrieg.

Bereits 1907 war Karl Wenk der Sozialistischen Arbeiterjugend beigetreten und wurde innerhalb kürzester Zeit zum Vorsitzenden dieser Vereinigung für den gesamten Plauenschen Grund gewählt. Mit Erreichen der Volljährigkeit trat er 1908 der sozialdemokratischen Partei bei. Die frühe Prägung durch die sozialdemokratischen Ziele, Ideale und Bildungsansprüche trug Wenk durch sein gesamtes Leben. Der in jenen Jahren gegründeten Arbeiter-Zentralbibliothek wurde der bildungshungrige junge Mann 1911 als Bibliothekar zur Seite gestellt. Als deren Geschäftsführer prägte Wenk ab 1919 entscheidend Entwicklung und Bildungspolitik dieser Bücherei, später auch die der neugegründeten Freitaler Volkshochschule. Seit 1916 gehörte Karl Wenk der örtlichen SPD-Parteileitung an und war maßgeblich an den Vorbereitungen zur Stadtgründung durch die Vereinigung von Potschappel, Döhlen und Deuben beteiligt. Nach Freitals Stadtwerdung bis zur Auflösung der Partei 1933 war er als Fraktionsvorsitzender der mehrheitlich führenden sozialdemokratischen Stadtverordneten tätig.

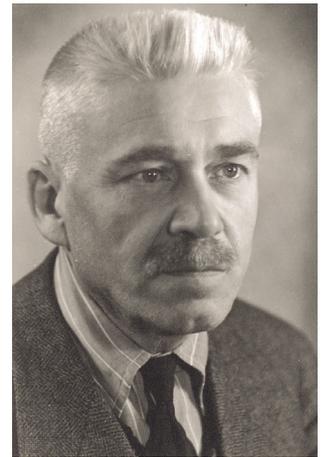
Nachdem Bücherei und Bücher im schicksalhaften Jahr 1933 gebrannt hatten und Wenk mehrfach in Schutzhaft genommen worden war, gründete er zum wirtschaftlichen Überleben seiner Familie 1934 in Potschappel ein Reformhaus. Mit Enthusiasmus und autodidaktisch erworbenem Fachwissen führte er dieses Geschäft bis nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs weiter. Die sowjetische Stadtkommandantur berief den stadtbekanntesten Kommunalpolitiker, dem die Bevölkerung noch immer größtes Vertrauen entgegenbrachte, wieder ins Amt. In rascher Abfolge wurde er zum Bezirksvorsteher, Stadtrat, Kulturdezernenten und seit September 1946 zum Oberbürgermeister berufen. Mit dem im April 1946 erfolgten Zusammenschluss von Kommunisten und Sozialdemokraten zur Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (SED) musste auch der überzeugte Sozialdemokrat Wenk das Parteibuch wechseln, was ihn jedoch nicht davor schützte, 1950 aus dem Amt verdrängt zu werden. Nach seinem Ausscheiden bis zum Renteneintritt 1952 noch kurzzeitig als Leiter der Fass- und Bottichfabrik in Freital-Birkigt tätig, blieb Wenk seinen politischen Idealen lebenslang treu.

Unvergessen bleibt bis heute Wenks Tatkraft und Ideenreichtum bei der Wiederbelebung der durch Nationalsozialismus und Weltkriegsfolgen darniederliegenden Kultur. Durch die Gründung des Schauspielhauses im Plauenschen Grunde, der legendären Ausweichspielstätte der bombengeschädigten Dresdner Theater, und des „Haus der Heimat“ im Rittergutsareal Freital-Burgk als neuer Standort des seit 20 Jahren bestehenden Freitaler Museums sowie durch den Ankauf der hochkarätigen Kunstsammlung Eberl als Grundstock der heute international bekannten Städtischen Kunstsammlung Freital hinterließ Karl Wenk bleibende Verdienste für seine Heimatstadt.

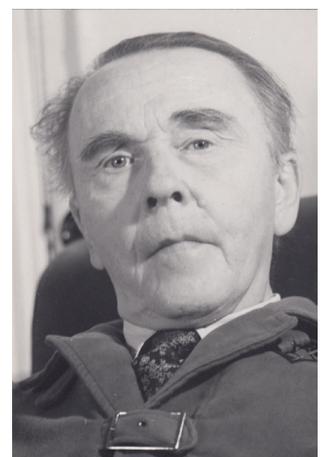
Wolfgang Schumann (1887–1964)

Seine künstlerische Vorprägung erhielt der Kulturpolitiker und Schriftsteller Wolfgang Schumann im Elternhaus, wo er unter seinem Stiefvater Ferdinand Avenarius, dem Gründer des Dürerbundes, frühzeitig mit Literatur in Berührung kam. Sieben Jahre studierte Schumann Kunstgeschichte, Medizin, Psychologie, Soziologie, Philosophie und Philologie in Dresden, München und Berlin sowie an der Theaterschule von Max Reinhardt (1873–1943). Eine erste Anstellung erhielt er als Mitarbeiter des „Literarischen Ratgebers“ des Dürerbundes, wo er auch seinen späteren Freund, den Dürerbund-Stipendiaten Karl Hanusch (1881–1969), kennenlernte. Ab 1908 war Schumann als Redakteur des Literaturteils des „Kunstwart“, einer Zeitschrift für Dichtung, Theater, Musik, Bildende und Angewandte Kunst tätig, welche anfangs in Dresden, später in München erschien. Seit 1912 war Wolfgang Schumann mit der Übersetzerin Eva Feine (1889–1973) verheiratet.

Bereits 1908 hatte Schumann in Wien den österreichischen Nationalökonom und Wissenschaftstheoretiker sowie regelmäßigem Autor des Dürerbundes, Otto Neurath (1882–1945), kennengelernt. Dessen philosophische Ansichten beeinflussten ihn



Karl Wenk, 1946



Wolfgang Schumann, um 1960

in den kommenden Jahren entscheidend und führten zu einer fruchtbaren gemeinsamen Arbeit der beiden Männer. So nominierte Neurath den 1918 der SPD beigetretenen Wolfgang Schumann als Presse- und Öffentlichkeits-Verantwortlichen für das Zentralwirtschaftsamt der 1919 kurzzeitig existenten Münchner Räterepublik, in der auch Vertreter des kulturellen Lebens eine wesentliche Rolle spielten. In Leipzig war Schumann unter Neurath Generalsekretär des 1917 entstandenen Kriegswirtschaftsmuseums, aus dem 1919 das Reichswirtschaftsmuseum hervorging. Für die sozialdemokratische „Dresdner Volkszeitung“ verfasste Schumann ab 1922 Film-, Literatur- und Theaterkritiken und wurde dort bald leitender Mitarbeiter der kulturpolitischen Abteilung. In diesem Zusammenhang kam er über den Redakteur dieser Zeitung, Kurt Heilbut (1888–1943), wohl erstmals näher mit der kulturpolitischen Elite des 1921 gegründeten und mehrheitlich sozialdemokratisch geführten Freital in Berührung. Auch die Dresdner Volkshochschule sowie die soziokulturelle Zeitschrift „Volksbühne“ partizipierten von Schumanns kulturpolitischen Schaffen.

Kurzzeitig übernahm er die Leitung des „Kunstwart“ und als Schriftführer des von seinem leiblichen Vater, Paul Schumann (1855–1927), geleiteten Dürerbundes eine bedeutende intellektuelle Position. Schumanns hohe literarischen Ansprüche sowie seine zunehmende Linksorientierung führten 1926 zum Bruch mit dem „Kunstwart“ und dem Dürerbund.

Nach dem Machtantritt der Nationalsozialisten, vor denen der Schriftsteller vehement gewarnt hatte, emigrierte Wolfgang Schumann mit seiner Frau zeitweilig nach Prag und London, lebte auch längere Zeit bei der Schriftstellerin und gemeinsamen Freundin Marianne Bruns (1897–1994) in Breslau. Bei den Bombenangriffen auf Dresden im Februar 1945 verlor Schumann sein Elternhaus und zudem den gesamten Nachlass seines Stiefvaters Avenarius. Zugleich fehlten Schumann fortan die Mieteinnahmen dieses Hauses, die während seines Berufsverbots maßgeblich zum Lebensunterhalt beigetragen hatten. Mit Handwagen und wenigen Habseligkeiten übersiedelten die Schumanns zusammen mit der Schriftstellerin Marianne Bruns zum gemeinsamen Freund Karl Hanusch nach Freital-Niederhäslich und fanden dort eine neue Heimat.

In seiner neuen Heimatstadt betätigte sich Schumann als kulturpolitischer Sprecher und bestimmte bis 1947 als Intendant der überregional bekannten Ausweichspielstätte des Dresdner Staatstheaters und des Dresdner Kreuzchores, dem Schauspielhaus im Plauenschen Grund, das kulturelle Leben entscheidend. Zugleich blieb Schumann lebenslang literarisch tätig. In den letzten Lebensjahren von fortschreitender Krankheit gequält, fand er seine letzte Ruhestätte auf der Insel Sylt.

Kurt Heilbut (1888–1943)⁵

Geboren in der Universitätsstadt Freiburg im Breisgau, erlernte auch er wie seine ursprünglich aus

Hamburg stammenden Vorfahren den Kaufmannsberuf. In seiner Heimatstadt frühzeitig mit Kultur in Berührung gekommen und mit einem ausgeprägten Sinn für alles Schöne, trat der gesellschaftlich wache und politisch engagierte Heilbut 1913 der Sozialdemokratischen Partei bei. Über die gesamte Dauer des Ersten Weltkriegs war er als Soldat im Einsatz und kehrte nach zweimaliger Verwundung als leidenschaftlicher Kriegsgegner in die Heimat zurück. Er wechselte den Beruf und war seit 1919 in Berlin als Parteisekretär tätig, um bereits ein Jahr später im thüringischen Sonneberg als Redakteur bei der sozialdemokratischen Presse seine Arbeit aufzunehmen. Seit 1921 wirkte Heilbut bei der sozialdemokratischen „Dresdner Volkszeitung“ als Redakteur und wählte sich als Wohnsitz Freital. In diesem Umfeld kam er auch mit dem Kulturpolitiker Wolfgang Schumann und dessen Ehefrau Eva in Kontakt und wirkte als Chefredakteur der „Freitaler Volkszeitung“. Die junge Stadt entwickelte sich rasch zur überregional bekannten sozialdemokratischen Musterkommune und bot dem engagierten Heilbut somit ein weites Beschäftigungsfeld. Mit besonderer Hingabe widmete er sich der Kinder- und Jugendbildung sowie der sozialdemokratischen Kulturarbeit in seiner neuen Heimatstadt, aber auch im überregionalen Maßstab auf Reichstagen oder bei der Pressearbeit.

Unter den Mitgliedern der Sozialistischen Arbeiterjugend Freitals genoss er große Achtung und galt vielen Jugendlichen wegen seiner konsequenten und glaubwürdigen Lebenseinstellung als Vorbild. Die älteren Sozialdemokraten betrachteten Heilbuts Tatendrang und dessen Person mit Zwiespalt. Man bewunderte seine rhetorischen Fähigkeiten, sein musikalisches Talent und seinen fördernden Einfluss auf Freitals Jugend, aber man belächelte seine lebensreformerischen Ideen, sah in ihm den nie erwachsen werdenden Wandervogel oder verspottete ihn gar.

Durch seine umtriebige Redakteurstätigkeit, seine breitgefächerte Jugendarbeit und nicht zuletzt durch seine Vortragsreihen an der Freitaler Volkshochschule geriet der stadtbekannte Heilbut rasch in das Visier der Nationalsozialisten. Als im März 1933 die ersten Terrorwellen gegen linksgerichtete Personen auch durch Freital rollten, wurde Kurt Heilbut, der zudem Jude war, verhaftet. Während andere Sozialdemokraten bereits nach wenigen Wochen das Gefängnis wieder verlassen konnten, blieb er für Monate in Haft und wurde nach deren Beendigung aus Freital ausgewiesen. Heilbut zog mit seiner Familie nach Dresden, wo er für seine Ehefrau einen kleinen Lebensmittelladen als wirtschaftliche Grundlage kaufte. Nach erneuter wochenlangender Haft verbot man ihm seine Lebensmittel-Vertreterstätigkeit und verpflichtete ihn zu schwersten Erdarbeiten. Mit Beginn des Zweiten Weltkriegs wurde für Heilbut und seine Familie mangels Arbeitseinkommen und Nichtzuteilung von Lebensmittelmarken, das tägliche Überleben immer schwerer. Erneuter Verwüstung, Plünderung und Misshandlung in der eigenen Wohnung folgend, wurde Kurt Heilbut 1943 verhaftet und verstarb wenige Wochen später im Konzentrationslager Auschwitz.

5 Vgl. Mike Schmeitzner/Swen Steinberg: Kulturpolitik und Gewalterfahrung. Der Sozialdemokrat und Journalist Kurt Heilbut: in: Freital – eine Industriestadt im Wandel (Dresdner Hefte 125), Dresden 2016, S. 36-44.



Kurt Heilbut, um 1930

Eva Schumann (1889–1973)

Unter ihrem Mädchennamen Eva Feine besuchte die spätere Übersetzerin eine höhere Mädchenschule, woran sich ein Studienaufenthalt in England anschloss. Anschließend folgte in Leipzig eine Buchbinderlehre, 1910 das Abitur sowie das Studium der Botanik, Zoologie und Geologie in Berlin, Dresden, München und Wien. Seit 1912 mit dem Schriftsteller Wolfgang Schumann verheiratet, konnte die junge Frau 1914 erfolgreich ihre Promotion abschließen.

Frühzeitig politisch engagiert, arbeitete sie gemeinsam mit ihrem Ehemann ab 1918 bei der sozialdemokratischen „Dresdner Volkszeitung“ mit und trat zugleich der SPD bei. Zu ihren frühen Übersetzungen zählten ab 1921 u. a. Werke von Victor Hugo (1802–1885) oder Maarten Maartens (1858–1915). 1933 ging Eva Schumann aus politischen Gründen mit ihrem Mann in die Tschechoslowakei und dann nach Großbritannien ins Exil. Bei den Bombenangriffen auf Dresden verloren die Schumanns im Februar 1945 ihre zurückgelassene Wohnung. Nach ihrer Rückkehr und dem Ende des Zweiten Weltkriegs lebten und arbeiteten sie in Freital-Niederhäslich bei ihrem Freund, dem Maler Karl Hanusch, bei dem bereits auch die Schriftstellerin Marianne Bruns Unterschlupf gefunden hatte.

Bis zu ihrem Lebensende übersetzte Eva Schumann weit über 70 Werke aus dem Englischen, Niederländischen und Italienischen. Als Meisterin der Nachschöpfung gefeiert, übersetzte sie eine Vielzahl namhafter Schriftsteller wie z. B. Edgar Wallace (1875–1932). Eine außergewöhnliche emphatische Begabung ermöglichte es Eva Schumann, sich in die Schriftsteller hineinzusetzen und deren Werk nicht nur zu übersetzen, sondern auch nachzufühlen. So gelang ihr die Übersetzung der Briefe Vincent van Goghs (1853–1890) an dessen Bruder in außergewöhnlich authentischer Wiedergabe in drei Sprachen. Diese Briefsammlung erschien in einer sechsbändigen Gesamtausgabe des Henschel-Verlages. An der Seite ihres Mannes, verpflichtet der Allgemeinheit und zeitlebens ohne große eigene materielle Ansprüche, sollte ihre Hinterlassenschaft als „Schumann-Stiftung“ in eine Bürgerstiftung zur Seniorenpflege fließen. Da dies unter den gesetzlichen Voraussetzungen der DDR nicht möglich war, flossen einzelne Geldspenden an verschiedene karitative und gesellschaftliche Einrichtungen, so z. B. an das Pflegeheim Saalhausen oder an das Freitaler Museum. Beigesetzt wurde Freitals Ehrenbürgerin Eva Schumann auf der Insel Sylt.

Gustav Klimpel (1891–1956)

Als über Sachsens Grenzen hinweg bekannter glänzender Kommunalpolitiker war Gustav Klimpel maßgeblich am Aufbau der sozialdemokratischen „Musterkommune“ Freital und ihres hervorragenden Wohlfahrtssystems beteiligt. Seit 1923 gehörte der junge, ehrgeizige Mann als Dezernent für Wohlfahrt und Fürsorge, seit 1924 als Bürgermeister der

Stadtverwaltung an. Bereits seit Mitte der 1920er Jahre vertrat Klimpel den gesundheitsbedingt oft fehlenden Oberbürgermeister Wedderkopf, zu dessen Nachfolger er 1927 mit großer Stimmenmehrheit gewählt wurde.

Nach 1930, in einer Periode der Diskussionen um die Vereinigung von Freital und Dresden, trat Klimpel mehrfach erfolglos zu Oberbürgermeisterwahlen in verschiedenen großen deutschen Städten an. Dem Wahlsieg in Brandenburg folgte seinerseits aus politischen Gründen kein Amtsantritt, und Klimpel blieb in Freital. Er wurde als einer der letzten hohen Beamten der früheren sozialdemokratischen Führungsriege Freitals, trotz seines 1933 erfolgten SPD-Austritts, im März 1934 von den Nationalsozialisten aus der Stadtverwaltung entfernt und wie alle anderen SPD-Mitglieder verschiedensten Repressalien unterworfen. Anschließend als Handelsvertreter tätig, wurde Klimpel nach dem versuchten Hitlerattentat vom 20. Juli 1944 zu einer vierjährigen Haftstrafe verurteilt, als dessen Verbindungen zur Widerstandsbewegung bekannt wurden.

Nach seiner Freilassung am Ende des Zweiten Weltkriegs wurde er Hauptgeschäftsführer des Zentralverbandes der Kleintierzüchter mit Sitz in Berlin-Charlottenburg. Aufgrund seiner vor allem in Freital gemachten Erfahrungen auf dem Gebiet des Siedlungswesens ernannte man ihn bald darauf zum kommissarischen Vorsitzenden des Provinzialverbandes Berlin-Brandenburg der Kleingärtner und Kleinsiedler. Nach zeitweiser Tätigkeit für das Berliner Haupternährungsamt war Klimpel bis zu seinem Tode als Oberstadtdirektor in Duisburg tätig.

Fritz Schlesinger (1896–1988)

Fritz Schlesinger wurde im seinerzeit noch selbständigen Niederhäslich als Sohn eines Porzellanmalers geboren. Durch die Erwerbstätigkeit des Vaters kam der Knabe frühzeitig mit künstlerischen und gestalterischen Tätigkeiten in Berührung. Von 1910 bis 1914 absolvierte Schlesinger in der Sächsischen Porzellanmanufaktur Potschappel bei deren hervorragendem Modelleur Reinhold Braunschmidt (1882–1954) eine Ausbildung zum Porzellanmodelleur, bevor er als Soldat eingezogen wurde und am Ersten Weltkrieg teilnahm.

Aus dem Krieg 1919 heimgekehrt, nahm er an der Kunstgewerbeschule Dresden ein Studium auf. Dort führten Schlesingers hohes künstlerisches Empfinden und zielstrebigem Fleiß unter den Professoren Hugo Spieler (1854–1922) und Richard Guhr (1873–1956) sowie als Meisterschüler von Karl Albiker (1878–1961) 1925 zu einem hervorragenden Abschluss.

Als freischaffender Bildhauer niedergelassen, schuf Fritz Schlesinger anfangs vorwiegend Modelle für figürliches Porzellan für verschiedene Unternehmen der keramischen Industrie, u. a. auch für die Sächsische Porzellanmanufaktur Potschappel sowie Modelle für Schokoladenformen-Fabriken. Zwischen 1928 und 1931 infolge der Weltwirtschaftskrise in Festanstellung für eine Passauer Porzellanfabrik tätig, folgte



Eva Schumann, um 1960



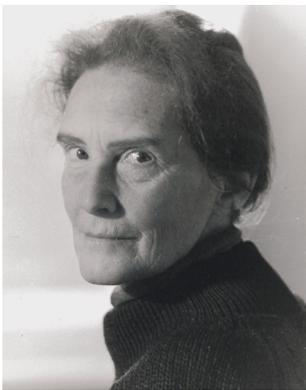
Gustav Klimpel, 1925



Fritz Schlesinger, um 1970

im Anschluss wieder eine freiberufliche Tätigkeit in Freital. Dabei erhielt der begabte Bildhauer, der auf der Rotkopf-Görg-Straße mit Blick zum Raschelberg sein Zuhause fand, von der Stadt Freital einige Aufträge. Für die 1926 errichtete Turnhalle auf dem Potschappler Sauberg fertigte Schlesinger das Modell eines zweiteiligen Reliefs mit spielenden Kindern. Im Rahmen der seinerzeit gültigen Stadtzentrumplanungen gestaltete er 1938 nahe dem vorgesehenen Rathausstandort den Storchbrunnen. Mit lebensbejahender Symbolik in Form eines alten knorrigen, kräftig austreibenden Baumes und daran empor kletternden Kleinkindern soll dieser aus Kunststein gefertigte Brunnen mit flach gemauerter Bornschale auch das schutzwürdige ungeborene Leben symbolisieren. Es folgte für Fritz Schlesinger eine Festanstellung im Freitaler Amt für Städtebau und Planung zur Anfertigung von Planungsmodellen, wobei dem Künstler selbst die Modelle der Siedlungshäuser am Burgker Hang und des neuen Rathauses als die wichtigsten galten.

Im November 1945 endete Schlesingers Anstellung bei der Freitaler Stadtverwaltung, doch bereits im Juli 1946 erwartete ihn in Dresden in der Zwingerbauhütte eine anspruchsvolle neue Arbeit. Fritz Schlesinger fand seine Lebensaufgabe in der künstlerischen Wiederherstellung des Figuren- und Ornamentalschmucks des zerstörten Dresdner Zwingers. 1963 erhielt er den Nationalpreis der DDR.



Marianne Bruns, um 1960

Marianne Bruns (1897–1994)

Die ursprüngliche Lebensplanung der gebürtigen Leipzigerin Marianne Bruns war auf eine berufliche Karriere als Sängerin ausgerichtet. Auf das Gesangstudium in Breslau folgte das bittere Eingeständnis eines nicht ausreichenden Stimmvolumens. Zunächst übernahm die junge Frau ab 1926 die Leitung der elterlichen Wäscherei und fand durch ihre Tätigkeit bei unterschiedlichen Zeitschriften auf literarischem Gebiet neue Herausforderungen. Erste Gedichtveröffentlichungen geschahen ohne Bruns' Wissen bereits 1923 durch eine Freundin im „Kunstwart“, einer Zeitschrift für Theater, Dichtung, Musik, Bildende und Angewandte Kunst. Der Herausgeber dieser anfangs in Dresden, später in München herausgegebenen Zeitschrift, Wolfgang Schumann, sorgte 1925 für Bruns' erste Buchveröffentlichung. Über ihre 1929 einsetzende regelmäßige Mitarbeit bei den beiden 1924 gegründeten Sendern Schlesische Funkstunde in Breslau sowie Mitteldeutscher Rundfunk in Leipzig mit Sendeformaten wie dem Kinderfunk oder Lesungen eigener Dichtungen lernte Bruns die Dresdner Übersetzerin Eva Schumann kennen. Gemeinsam mit ihr und deren Ehemann, dem Schriftsteller und Journalisten Wolfgang Schumann, fand Marianne Bruns 1945 nach der Zerstörung Dresdens in Freital ein neues Zuhause. Der im Freitaler Stadtteil Niederhäslich zurückgezogen lebende, von den Nationalsozialisten verfemte Maler Karl Hanusch nahm die



Kurt Hasse, um 1940

freie Schriftstellerin Marianne Bruns gemeinsam mit den Schumanns in seinem Anwesen auf. In späteren Jahren fand die Literatin im Niederhäslicher Poisentäl ein eigenes Zuhause.

Bruns' Romane, deren erster bereits 1945 erschien, thematisierten aktuelle Inhalte der unmittelbaren Nachkriegszeit und der 1949 gegründeten DDR, wobei zumeist der gesellschaftlichen Stellung der Frau inhaltlich breiter Raum gegeben wurde. In ihrem 1952 erschienenen Buch „Uns hebt die Flut“ lässt sie historische Gestalten wie Clara Zetkin (1857–1933) oder Käthe Kollwitz (1867–1945) lebendig werden. Ein besonders opulentes Sittengemälde gelang der Schriftstellerin 1967 mit der Veröffentlichung „Der neunte Sohn des Veit Stoss“. In vielen ihrer Werke spiegeln sich konkrete Umstände und Personen aus Bruns' unmittelbarem Lebensumfeld wider, so z. B. im 1961 erschienenen Roman „Das ist Diebstahl“, der im Pressenwerk Freital (später Plastmaschinenwerk Freital) handelt. Seit 1967 Ehrenbürgerin Freitals, stammen über 30 Bücher, Hörspiele, Gedichte und Stücke für Laientheater aus ihrer Hand. Eines ihrer letzten Werke, der 1984 erschienene Roman „O Ninive“, erzählt parabelhaft alttestamentarischen Inhalt nach. Die hochbetagte Schriftstellerin fand ihre letzte Ruhestätte auf dem Friedhof Freital-Deuben.

Kurt Hasse (1898–1974)

Der gebürtige Niederhäslicher wurde nach dem Schulbesuch in Deuben, 1911 im Lehrerseminar in Dresden-Plauen aufgenommen. Nach kurzer Lehrertätigkeit schloss sich ab 1923 am Dresdner Pädagogium für Tonkunst ein Studium der Fächer Musiktheorie und -geschichte, Klavier, Orgel und Gesang an. Bereits in dieser Zeit erschien eine erste musiktheoretische Publikation Hasses. Zugleich trat er an der durch die junge Stadt Freital neu errichteten Öffentlichen Höheren Handelslehranstalt ein erstes Amt als Leiter des Schulchors und -orchesters an. Seit 1924 stand Kurt Hasse als Berater für Kunsterziehung beratend der Freitaler Volkshochschule zur Seite.

Hasses 25 Jahre währende Tätigkeit als Kantor der Christuskirche in Freital-Deuben begann 1932, wurde jedoch durch Kriegsgeschehnisse bald wieder beendet. Bereits im ersten Kantorenjahr setzte der Musiker mit der Aufführung der Johannespassion von Bach und dem Brahms-Requiem Maßstäbe seines zukünftigen Schaffens. Er baute eine starke Kantorei sowie eine leistungsfähige Kurrende in seiner Gemeinde auf und schuf damit die Grundlagen für eine hervorragende Kirchenmusikpflege.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges 1946 aus britischer Kriegsgefangenschaft heimgekehrt, kamen zu seiner hauptberuflichen Kantorenanstellung im Laufe der langjährigen, unermüdlichen Tätigkeit noch zahlreiche nebenberufliche Ämter hinzu. Hasse leitete so u. a. die Jugendchöre von Hainsberg und Potschappel, die Volksschöre von Deuben und Burgk, die Chöre des Steinkohlen-

werkes, der Krankenhausschwester, der Lehrer sowie der Polizei Freitals und übernahm 1952 die Leitung des noch heute aktiven Poisentaler Männerchors.

Für die feierliche Eröffnungsveranstaltung des Freitaler Stadtkulturhauses 1952 studierte Hasse ein anspruchsvolles Chorwerk Beethovens ein und übernahm das Dirigat für diese vielbeachtete chorsinfonische Aufführung. In Zusammenarbeit mit Erich Mühlbach (1908–1968), dem ersten Konzertmeister der Staatskapelle Dresden, baute Hasse das Kammerorchester des Kulturbunds auf und übernahm später dessen Leitung. Neben den zahlreichen, stets ausverkauften Freitaler Konzerten des Kammerorchesters gemeinsam mit der Staatskapelle oder Philharmonie Dresden blieben vor allem das von Hasse mitorganisierte Bach-Fest sowie die unter seiner Leitung zur Aufführung gebrachte Johannes-Passion mit Theo Adam (1926–2019) und Mitgliedern der Dresdner Philharmonie in Erinnerung.

Auch die Gründung von Freitals Musikschule im Jahre 1956 fußte auf Hasses Engagement. Lebenslang der Bildung des musikalischen Nachwuchses verpflichtet, verdankten ihre frühe Förderung als hoffnungsvolle junge Talente der klassischen oder unterhaltenden Musik, darunter Theo Adam, Peter Olesch (geb. 1938), Renate Biskup (1931–2021) oder Ina-Maria Federowski (1949–2017), Hasses unermüdlichem Wirken.

Hellmuth Heinz (1904–1994)

Als Kind einer Potschappler Arbeiterfamilie geboren, erlernte Heinz beim Potschappler Stolle-Verlag den Beruf eines Verlagskaufmannes. Er trat der sozialdemokratischen Karl-Liebnecht-Jugend und der Gewerkschaft bei, wurde später Mitglied der neu entstandenen USPD. Während der Zeit des Nationalsozialismus weiterhin illegal politisch tätig, wurde er 1942 vom Volksgerichtshof zu 15 Jahren Zuchthaus verurteilt.

Unmittelbar nach Kriegsende organisierte Heinz die Aktion „Freital – erste trümmerfreie Stadt“ und im August 1945 die erste sächsische Nachkriegs-Kunstaussstellung. Als Kulturmitarbeiter der Stadt Freital zählte zu Heinz' Arbeitskreis auch das Museumswesen. Zusammen mit dem Kulturdezernenten und späteren Freitaler Oberbürgermeister Karl Wenk setzte er sich dafür ein, dass das durch Bodenreform enteignete Schloss Burgk nicht abgerissen, sondern zur Heimstatt des Museums wurde. Als dessen ehrenamtlicher Leiter eingesetzt, fand unter Heinz' Regie und unter Mitarbeit des Museumsbeirates 1946 die Eröffnung des „Hauses der Heimat Freital“ statt. Diese kulturelle Einrichtung, der Heinz seit 1954 hauptberuflich vorstand, entwickelte sich zum komplexen Heimatmuseum mit der damals üblichen Themenbreite. So zählten die unter Heinz völlig neu konzipierte Ur- und Frühgeschichts-Ausstellung, die Urbanisierung, die Entwicklung von Industrie,

Handwerk und Infrastruktur, der Steinkohlenbergbau mit einem geologischen Teil sowie das proletarische Vereinsleben zu den Inhalten der damaligen ständigen Ausstellung.

Mit dem Ankauf der Sammlung Willy Eberl durch die Stadt Freital gelang Heinz eine brillante Bestandserweiterung. Mit dieser hochkarätigen Sammlung der Dresdner Avantgarde-Maler konnte der Grundstock der Städtischen Kunstsammlung Freital gelegt werden, die unter dem Heinz'schen Direktorat ständig wuchs. Auch im 1971 angetretenen Ruhestand als Publizist und Mentor tätig, verlieh seine Heimatstadt Freital Hellmuth Heinz 1988 die Ehrenbürgerwürde. Seine private Kunstsammlung, inhaltlich eine exzellente Ergänzung zur bestehenden Städtischen Kunstsammlung Freital, hatte Heinz 1987 bereits dem Museum übereignet. Die Sonderausstellung „Schenkung Heinz“ im Jahre 1989 wurde zu einem letzten Höhepunkt im langjährigen Schaffen des Museologen. Im hohen Alter sah Heinz 1991 durch die Eröffnung der neuen Räume der Freitaler Kunstsammlung mit den bis dahin in Depots lagernden oder als Leihgaben in fremden Museen ausgestellten Kunstwerken seinen Lebensraum verwirklicht.

Johannes May (1905–1942)

Der in Deuben geborene Johannes May, der den Beruf eines Maschinenschlossers erlernt hatte, war seit frühester Jugend dem Sport zugetan und in örtlichen Arbeitersportvereinigungen organisiert. Seine zukünftige Ehefrau lernte er in seinerzeit noch selbständigen Coßmannsdorf kennen, wo die junge Familie auch ein Zuhause fand. Unter Mays maßgeblicher Führung einwickelte sich in Coßmannsdorf eine ambitionierte, links orientierte Sportgemeinschaft, welche sich vor allem der Kinder- und Jugendarbeit verschrieben hatte. Das vereinseigene Trainingsgelände, im Volksmund als „Oppoplatz“ (Oppositionsplatz) bezeichnet, befand sich an der Kirchstraße.

Nachdem im April 1933 alle links gerichteten Vereine durch die Nationalsozialisten verboten worden waren, trieb die eingeschworene Truppe unter anderem Vereinsnamen weiterhin Sport. Johannes May wurde im Oktober 1933 wegen staatsfeindlicher Umtriebe verhaftet und zu zweieinhalb Jahren Gefängnis verurteilt, die er in Dresden und Bautzen absaß. Aus politischen Gründen wurde er bei seiner Haftentlassung für „wehronwürdig“ erklärt, aber 1942 dann doch zur Wehrmacht eingezogen und an die hart umkämpfte Ostfront in der Region des ukrainischen Donezbeckens in die vordersten Kampflinien beordert. Ein letzter Brief an seine Ehefrau berichtete von schwersten Erfrierungen an beiden Beinen. Seit Februar 1943 gilt er als vermisst. Im heutigen Freitaler Stadtteil Hainsberg erinnert das seit 1955 nach ihm benannte Johannes-May-Stadion an den sportbegeisterten, aufrechten Coßmannsdorfer.



Hellmuth Heinz, 1991



Johannes May, 1936

Autoren

Juliane Puls
Städtische Sammlungen
Freital
Altburgk 61
01705 Freital
Juliane.Puls@freital.de

Nadine Kulbe
Institut für Sächsische
Geschichte und Volkskunde
Bereich Volkskunde/
Kulturanthropologie
Zellescher Weg 17
01069 Dresden
n.kulbe@isgv.de

Lutz Ziegenbalg
Freital